

## V. IM GESPRÄCH MIT ANNEGRET BOLLÉE

## A. VON DEN ANFÄNGEN ALS KREOLISTIN

## 1. Der „weite“ Weg zur Habilitation

U.R.: Wie kamen Sie zur Kreolistik?

A.B.: Ich habe 1969 in Bonn promoviert, dann aber noch sehr lange gebraucht, um meine Dissertation druckfertig zu machen. 1971 war ich schließlich fertig damit und suchte dann ein Habil-Thema. Mein Lehrer Hans Dieter Bork sagte: „Ein Habil-Thema sucht man sich natürlich selber, da fragt man nicht seinen Lehrer“. Dann gab es zufällig in Köln, wo ich inzwischen war, einen Gastvortrag von Robert A. Hall Jr., Autor von *Pidgin and creole languages*, bekanntlich das bahnbrechende Buch für die Kreolistik. Das fand ich nun spannend! Er sprach über Pidgins, Kreolsprachen und *linguae francae*. So bin ich nach dem Vortrag ganz spontan zu ihm hingegangen und habe ihn gefragt: „If someone is interested, where would you recommend to start field work?“ Daraufhin sagte er: „Mauritius or Réunion, because there is nothing on Mauritius and Réunion“. Und in der mir damals eigenen Naivität bin ich zum Reisebüro gegangen, habe mich erkundigt und einen Flug mit *African Safari Club* nach Nairobi gebucht (das war der billigste, mit einer Zwischenlandung irgendwo in Nordafrika), und von dort bin ich 1972 nach Mauritius geflogen!

Dort bin ich zum Fremdenverkehrsamt gegangen und habe gesagt, ich würde mich für das Kreolische interessieren, gibt es denn da irgendjemanden, wo man mal vorsprechen könnte? Da haben sie mir einen Lokaldichter genannt, den ich dann aufgesucht habe und der mich wiederum mit Philip Baker in Verbindung brachte. Der teilte mir mit, er sei seit fünf Jahren hier und habe inzwischen gemerkt, dass diese Sprache ein System hätte, eine Grammatik. Die hätte er nun beschrieben und damit sei er jetzt gerade fertig. Das war natürlich weniger gut! Man muss dazu sagen, dass Philip Baker von Hause aus kein Linguist war, sondern *film editor*, er ist erst in Mauritius zur Linguistik gekommen. Naja, also Mauritius konnte ich mir sozusagen abschminken. Dann habe ich den Rest der Zeit dort – es waren ja eh nur vierzehn Tage – für Tourismus benutzt, und dann kam ich nach Réunion.

Dort kam ich dann vom Regen in die Traufe, denn da habe ich mich auch wieder über das Fremdenverkehrsamt erkundigt, die haben mich mit der Universität in Verbindung gebracht, und da lernte ich Robert Chaudenson kennen. Der hatte nun nicht nur eine kleine Grammatik geschrieben, sondern gleich vier Bände: 1250 Seiten über das Kreolische von Réunion! Naja, da muss ich dann ein ziemliches Häufchen Elend gewesen sein, das denn da herumsaß. Da sagte Chaudenson,

großzügig und nett wie er ja ist: „Ach wissen Sie, jetzt sind Sie so weit gefahren, wir hätten da noch die Seychellen. Ich habe ein Tonband mit Geschichten von den Seychellen und wenn Sie wollen, können Sie sich das ja mal anhören und studieren, dann machen wir zusammen einen Aufsatz über das Kreolische der Seychellen“. Ja, das habe ich dann auch gemacht und das war nun ein Trostpflaster. Ansonsten habe ich da dann auch etwas Tourismus genossen (zum Glück hatten sie den Vulkan gerade angeworfen, das ist ja nicht immer der Fall, aber da ich ein Glückspilz bin, habe ich ihn dann sogar zwei Mal aktiv gesehen, sie hatten ihn beim nächsten Mal auch wieder angeworfen!). Also jedenfalls nahm ich diese kreolischen Geschichten und habe dann mit Kopfhörern dagesessen und transkribiert. Qualvoll! Absolut qualvoll! Aber mit der Zeit habe ich es doch rausgekriegt und wir haben die Transkription veröffentlicht, Chaudenson hat *notes lexicales* dazu geschrieben und ich *notes grammaticales*, d.h. ich hatte also ein klein bisschen von der Grammatik des Kreolischen der Seychellen im Griff.

Aber trotzdem habe ich mich nicht getraut, mit dem Seychellischen oder überhaupt mit dem Kreolischen weiterzumachen, und bin mit gedämpftem Enthusiasmus nach Hause zurück gefahren. Dort sagte ich zu Dieter Bork: „Das war wohl nichts. Einen kleinen Aufsatz gibt's noch her, aber mehr ist nicht drin, wir müssen etwas anderes machen“. Also, was sollen wir machen? Das portugiesische Tempus-System. Und dann hat mir Wilhelm Pötters, der in Portugal Lektor war, zwei Meter portugiesische Bücher beschafft.

U.R.: Aber irgendetwas hat Sie dann doch wieder zum Kreolischen gebracht ...

A.B.: Ehe ich mit den portugiesischen Büchern angefangen habe, habe ich gedacht: „Also so ein bisschen was zum Kreolischen möchte ich dann doch noch machen“, und habe überlegt: „Wenn die da auf den Seychellen ein Tonband mit zwei Geschichten haben, haben sie vielleicht auch noch mehr Geschichten“; schließlich meinte auch Chaudenson, dass sie da noch mehr hätten.

Also dachte ich, *eine* Reise gönnt Du Dir noch, und bin dann im Frühjahr 1973 auf die Seychellen geflogen und zu *Radio Seychelles* gegangen, wo sie diese Geschichten im Radio sendeten (davon hatte Chaudenson das Tonband) und habe gesagt: „Ich habe von einem Kollegen in Réunion das Tonband bekommen und das interessiert mich, haben Sie davon noch mehr oder haben Sie vielleicht sogar Texte von den Geschichten? Das Transkribieren ist so mühsam“. „Ja, ja!“, sagte der Mitarbeiter, ging zu einem Regal und brachte mir einen großen Stapel Papier – zum Teil waren ein paar Würmer drin, wie sich nachher gezeigt hat – das waren die Geschichten.

Da war nämlich Folgendes passiert. Sie hatten im Radio sonntags immer eine Sendereihe *Creole hour* – es war aber auf Kreolisch – und die fünf Mitarbeiter von *Radio Seychelles* waren nach einiger Zeit am Ende ihres Geschichten-Repertoires und haben an das Publikum appelliert, wer noch Geschichten erzählen könnte (zum Beispiel von *Ti Jean* und *Soungoula*), wäre herzlich eingeladen, sie dem Sender zu schicken, sie würden das dann sonntags ausstrahlen. Daraufhin kamen von den verschiedenen Inseln, von überall diese Geschichten in unter-

schiedlichen Handschriften, unterschiedlich gut lesbar, und die konnte ich – siehe da – mit ins Hotel nehmen.

Das habe ich auch gemacht und in meinem Zimmer Häufchen gebildet mit *Ti Jean*, *Grimms Märchen*, *Soungoula*, afrikanischen Tierfabeln und so weiter und so fort. Ich bin dann in ein Papiergeschäft gegangen, um Leitz-Ordner zu kaufen, aber das war ein Flop: „They don't exist in the islands“. Nun gut, es ging auch ohne Leitz-Ordner. Dann habe ich eine Auswahl getroffen und die Geschichten mitgenommen und zum Teil fotokopiert – das war damals etwas mühsam, aber es ging –, um dann wenigstens doch noch etwas zu publizieren.

Dann bin ich mit diesen Geschichten nach Hause geflogen und habe gedacht, in der Reihe der Beihefte zur *ZrP* gibt es doch italienische Dialekttexte von Battisti! Also bin ich mit meinen Geschichten nach Heidelberg zu Kurt Baldinger gefahren und habe gesagt: „Die Sache ist die und der Umstand der, ich bin hier mit meinem Projekt aufgelaufen, aber ich hätte da diese Geschichten und es wäre doch eigentlich nicht uninteressant, sie zu publizieren. Es ist ein schönes Korpus, und ich könnte dann noch eine Einleitung schreiben und ein bisschen die Grammatik erläutern. Ich hatte an einen Band für die Beihefte gedacht, was meinen Sie denn?“ „Ja“, sagte er, „sehr schön, machen Sie mal!“ Also habe ich mit der Edition und Übersetzung der Geschichten begonnen, der erste Teil von Bollée 1977a ist dann letztlich daraus geworden, und wie das so geht, man denkt immer: „Naja, zwei / drei Monate, dann hast Du das fertig“, nach einem *Jahr* hatte ich die Edition dann auch fertig.

U.R.: Aber auch damit waren Ihre „kreolistischen Ausflüge“ nicht zu Ende ...

A.B.: Ja, ich bin im Frühjahr 1974 wieder zwei Monate auf den Seychellen gewesen, um die sprachliche Analyse dann doch noch etwas gründlicher zu machen, und hier ergab sich die Konstellation, dass sich die drei Seychellisten trafen, die es auf dieser Welt damals gab: Robert Papen aus Kanada, Chris Corne aus Neuseeland und Annegret Bollée aus Deutschland. Wir waren zufällig alle drei auf den Seychellen, haben uns auch im gleichen Hotel getroffen und haben da dann Gedanken und Materialien ausgetauscht. Vor allem Chris Corne tauschte heftig, d.h. tauschen möchte ich das jetzt nicht nennen, also er übernahm Materialien. Jedenfalls, wenn man seine Grammatik des Seychellischen liest, sind mir viele der Beispiele sehr, sehr gut bekannt. Naja, wie auch immer, die Grammatik hat er selber geschrieben. Also, in den zwei Monaten habe ich dann die *Esquisses grammaticales* geschrieben, die den zweiten Teil von Bollée 1977a bilden.

## 2. Kreolisierung ohne Pidginisierung und das westafrikanische Substrat

U.R.: Auf Sie geht die Erkenntnis zurück, dass einer Kreolisierung nicht zwangsweise eine Pidginisierung vorausgehen muss. Wie kamen Sie zu dieser Auffassung?

A.B.: Es war ja doch schon viel Zeit vergangen und diese portugiesischen Bücher standen da noch alle – die stehen immer noch da – und dann dachte ich, irgendwas an dieser Sache ist doch weder von Baker noch von Chaudenson richtig erforscht, denn was es damals zur Diachronie der Kreolsprachen im Indischen Ozean gab, war ja eigentlich nur Goodman 1964. Goodman hat vierzig Etymologien sorgfältig herausgesucht, vor allem grammatische Wörter und dergleichen Dinge, wo man dann auch wirklich etwas über die Sprachstruktur erfahren konnte, und hat damit nachweisen wollen, dass eindeutig westafrikanische Einflüsse zu sehen sind, beispielsweise die nachgestellten Determinanten im Haiti-Kreol oder die Komparativbildung.

Das war Chaudenson sowieso schon immer ein Dorn im Auge, aber mir war es an sich kein Dorn im Auge, denn ich hatte inzwischen in Köln extra angefangen, eine afrikanische Sprache zu lernen (und zwar Ewe), jedenfalls habe ich mir gesagt: „Es ist irgendwie komisch, alles, was Goodman in Westafrika findet, finde ich nicht auf den Seychellen, und es ist nicht in den Kreolsprachen des Indischen Ozeans belegt. Dem sollte man vielleicht doch – ehe ich jetzt an die portugiesischen Bücher rangehe – vielleicht doch noch einmal so ein ganz klein bisschen, also doch noch einmal so zwei Monate nachgehen, sich da noch einmal dranmachen und sich das genauer angucken“. Dann habe ich in dem, was nachher Bollée 1977b wurde, angefangen, mich Stück für Stück durch die Grammatik durchzuarbeiten, also systematisch Nominalphrasen, Verbalphrasen und so weiter anzusehen, und siehe da: All das, was mit einiger Wahrscheinlichkeit westafrikanisch sein konnte, gab es nicht in den Kreols des Indischen Ozeans! Also habe ich so eine Art Anti-Goodman geschrieben.

Und dann kam mir noch der Gedanke, und der beschäftigt mich im Moment ganz besonders, dass die Theorie von Chaudenson, es hätte sich in Bourbon erst mal ein Pidgin gebildet und dann ein Kreol und das wäre dann nach Mauritius verpflanzt worden und von da wieder auf die Seychellen, auch irgendwie nicht hinhaut. Ich hatte den Eindruck, in Bourbon, später Réunion, hätte sich etwas herausgebildet, das noch nicht so ein richtiges, ein richtig fertiges Kreol ist. Inzwischen gibt es Leute, die nennen das Semi-Kreol – soweit würde ich nicht gehen, der Ausdruck ist auch unglücklich – aber da waren noch Dinge wie Kopula, Futurformen, gewisse Verbmorphologie, Artikel, Femininmarkierung. Also so ein „richtiges“ Kreol war es eigentlich nicht, während es in Mauritius dann ein richtiges Kreol geworden ist. Und dann habe ich eben gesagt: „Das mit der Pidginisierung / Kreolisierung kommt mir irgendwie komisch vor, ich habe den Eindruck, da ist kein Pidgin dazwischen, sondern es ist das Kreol von Bourbon, das dann auf den anderen Inseln zu dem weiterentwickelt worden ist, was wir da auch heute haben“, und der Untertitel des Buches heißt ja auch „Kreolisierung ohne Pidginisierung“.

Nachher hat Chaudenson auch gemerkt, dass ich die Erste war, die das gesagt hat, hat allerdings eine völlig falsche bibliographische Angabe gegeben, so dass kein Mensch das auch je nachprüfen konnte, aber gut, das macht nichts. Jedenfalls, ich hatte das zweite Buch geschrieben, und dann hat Bork gesagt: „Anne-

gret, weißt Du was, jetzt legen wir diese beiden Bücher zusammen und habilitieren Dich damit, denn bis Du mit diesen portugiesischen Büchern zurande kommst, das hat keinen Zweck darauf zu warten“. Naja, so hat es angefangen, geendet hat es nie, aber schließlich zu dem guten Abschluss einer Habilitation geführt.



## B. ÜBER AKTUELLE FRAGEN DER KREOLISTIK

### 1. Möglichkeiten der Definition von Kreolsprachen

U.R.: Wie sehen Sie die Kreolistik heute?

A.B.: Die Kreolistik – wie ja auch andere Bereiche der Sprachwissenschaft, etwa die Romanistik – ist heute aus verschiedenen Gründen schwer überschaubar geworden. Die Romanisten sind sich darüber einig, welche Sprachen zur Familie der Romanischen Sprachen gehören, doch die Kreolisten sind sich keineswegs einig, welche Sprachen zu den Kreolsprachen zu rechnen sind. Das liegt natürlich daran, dass sie sich nie auf eine Definition von Kreol haben einigen können – ich erinnere mich, dass im Lauf der Jahrzehnte, etwa im Rahmen der Diskussionen bei Kreolistenkongressen, immer unklarer wurde, was Kreolsprachen eigentlich sind. Die grundsätzliche Frage ist wohl: Sind Kreols – oder, wenn man will, Kreols und Pidgins – Sprachen mit besonderen Strukturen, die andere Sprachen nicht haben? Dies scheint eine Art Glaubensfrage zu sein, man lese etwa den Anfang des Buches *Defining Creole* von John McWhorter (2005), der, von seinen Studenten gefragt, zunächst meinte, Kreolsprachen seien Sprachen wie alle anderen auch, jedoch „im tiefsten Herzen“<sup>1</sup> so ein Gefühl hatte, sie seien doch etwas Besonderes. Dann hat er drei Merkmale gesucht und gefunden, die in dieser Kombination nur bei Kreolsprachen vorkommen, zwei davon negativ, was mir schon problematisch zu sein scheint: Es sind keine Tonsprachen, sie haben keine Flexion und alle ihre Wortbildungsprodukte sind semantisch transparent. Die drei Merkmale laufen darauf hinaus zu zeigen, dass Kreolsprachen „junge“ Sprachen sind. Die andere Position, vertreten etwa von Robert Chaudenson und Salikoko Mufwene, ist: Kreolsprachen – auch Pidgins, aber die lassen wir jetzt erst mal beiseite – sind „natürliche“ Sprachen (das leugnen auch McWhorter, Parkvall und andere nicht), die keinerlei Merkmale aufweisen, die nicht auch in anderen Sprachen der Welt vorkommen. Was unterscheidet sie also von diesen, was rechtfertigt den Terminus *Kreol*, wozu gibt es eine Kreolistik? Salikoko Mufwene hat in zahlreichen – fast könnte man sagen zahllosen – Aufsätzen, die er 2001 in dem Buch *The Ecology of Language Evolution* und dann noch einmal 2005 auf Französisch in dem Buch *Créoles, écologie sociale, évolution linguistique* zusammengefasst hat, die Frage – etwas überspitzt formuliert – so beantwortet. Die Kreolistik ist eigentlich durch das wissenschaftsgeschichtliche Unglück entstanden, dass Forscher im 19. Jahrhundert, geprägt von der Ideologie des Kolonialismus, in den „Sklavensprachen“ wenn nicht minderwertige, so doch zumindest andersartige Sprachen gesehen haben, die man, sofern man das überhaupt für sinnvoll hielt, mit Herablassung als

<sup>1</sup> Cf. hierzu: „I knew that in my heart of hearts, I did have a strong feeling – at this point only that – that there indeed was something ‘different’ about the grammars of the languages I had by then been studying for several years“ (2005: 3).

zum Teil amüsante Kuriositäten beschrieb<sup>2</sup>. Ich habe daraufhin die Einleitung zur *Étude sur le patois créole mauricien* von Charles Baissac noch einmal gelesen, die man mal genauer analysieren müsste, da findet man Mufwenes Ansicht bestätigt<sup>3</sup>. Es wurden dann Hypothesen gebildet, wie die Andersartigkeit der Kreolsprachen zu erklären ist, z.B. die Mischsprachenhypothese, die mit guten Gründen zurückzuweisen ist.

## 2. Zur Genese von Kreolsprachen

U.R.: Welche Erklärungen für die Besonderheiten der Kreolsprachen sind für Sie die wichtigsten?

A.B.: Vor allem die Theorie, dass Kreolsprachen eine besondere Geschichte haben und sich dadurch von anderen unterscheiden, durch die besonderen Umstände – Mufwene nennt das „ecology of language evolution“ bzw. „écologie sociale“ – ihrer Genese. Mufwene möchte den Terminus *Genese* durch *Entwicklung* ersetzen, was wiederum Chaudenson nicht gefällt, weil er das Besondere der Kreolsprachen darin sieht, dass man für sie sozusagen eine Geburtsurkunde ausstellen kann: Ort, Datum, Eltern<sup>4</sup>. Und für die Entstehung von Kreolsprachen hat er noch eine andere passende Metapher: Sie gleiche einer „recette de sorcière“ (2003: 74s.), d.h. es müssen gewisse Ingredienzien wie Friedhofserde, Krötengift usw. vorhanden sein, und wenn nur eine Zutat fehlt, dann klappt es nicht, dann gelingt der Zauber nicht. Welches sind die Zutaten bei den Kreols? Koloniale Expansion, multilinguale Gesellschaft, Sklaverei mit starkem Übergewicht der Europäer über die Nichteuropäer, die zur Verständigung untereinander auf die unkontrolliert und unvollkommen erlernte europäische Sprache angewiesen sind. Diese Einzelheiten zeigen, dass Chaudenson – und das scheint mir sehr sinnvoll – zu den Kreolsprachen nur die rechnen will, die in der Kolonialzeit in Situationen des eben kurz skizzierten Sprachkontakts entstanden sind und die traditionell auch von ihren Sprechern so benannt worden sind. Das trifft, nebenbei gesagt, auch für das Papiamentu zu, wie man bei Johannes Kramer nachlesen kann (cf. 2004: 75 und 218).

<sup>2</sup> Cf. hierzu: „Those responses [to some colleagues’ invitations that I propose a cogent alternative to hypotheses which I have disputed] boil down to the position that creoles are epistemologically special only by an accident of the way we have been doing linguistics“ (Mufwene 2001: XI) und „Les créolistes actuels sont-ils entièrement émancipés de certains préjugés raciaux qui ont marqué la linguistique historique ou génétique du XIX<sup>e</sup> siècle [...]? Ont-ils vraiment abandonné la supposition que les créoles et les pidgins seraient des ‘aberrations’ langagières?“ (Mufwene 2005: 3).

<sup>3</sup> Bei Baissac heißt es u.a.: „nos esclaves n’étaient aptes à se servir de l’outil délicat qu’une civilisation vieille de douze siècles avait lentement perfectionné pour son usage“ (1880: II). „Ainsi désagrégée par des mains malhabiles“, ist aus der französischen Sprache kein neues Gebäude geworden, sondern „à peine une humble, une bien humble bâtisse; et encore, à la condition expresse qu’elle n’ait pas l’ambition de s’élever à plus de quelques pieds au-dessus du sol“ (ib.: IVs.).

<sup>4</sup> Cf. Chaudensons Ausführungen zu „La métaphore de l’état-civil“ (2003: 70s.).



Es liegt mir fern, jetzt den geschätzten Kollegen Noten zu erteilen, in die Versuchung kann man als jahrzehntelanger Beobachter der Szene ja leicht geraten, doch möchte ich bei dieser Gelegenheit sagen, dass mir das Papiamentu-Buch von Johannes Kramer sehr gut gefallen hat. Zu Etymologie und Wortgeschichte von *Kreol* gibt es einen schönen Aufsatz von Dieter Woll – ein gutes Beispiel dafür, wie lange es dauert, bis sich eine gut dokumentierte Erkenntnis ausbreitet, falls sie sich überhaupt ausbreitet. Der Aufsatz von Woll ist in der Festschrift Bork (1997) in Deutschland erschienen, zwar in spanischer Sprache, was ja immerhin ein Vorteil ist, aber zur Kenntnis genommen wurde er bisher nur von ganz wenigen. Chaudenson, dem ich eine Kopie geschickt habe, erwähnt ihn in seinem Buch von 2003 nicht; auch bei Mufwene ist er nicht angekommen.

U.R.: Grenzen wir also die Kreolsprachen auf die in der Kolonialzeit in Folge der europäischen Expansion entstandenen Kontaktsprachen ein, so gibt es aber doch immer noch große Unterschiede in den Auffassungen darüber, wie sie entstanden sind.

A.B.: Der Hauptstreitpunkt lässt sich an der immer wieder zitierten Auffassung von Thomason / Kaufman festmachen, es habe „a sharp break in transmission“ gegeben (1988: 152). Nach diesen Autoren besteht, um jetzt einmal beim Beispiel der Frankokreols zu bleiben (damit ich nicht immer sagen muss: bzw. Englisch, Portugiesisch, Spanisch), zwischen dem Französischen und den Kreols in der Karibik und im Indischen Ozean kein genetisches Verhältnis („nongenetic transmission“), vielmehr seien diese nach dem „abrupten Bruch“ der Transmission durch Schöpfung von neuen Sprachen entstanden (das Wort *Genese* passt dafür natürlich sehr gut) – zwar mit französischem Wortmaterial, aber eben nur mit französischen Wörtern, nicht mit aus dem Französischen herleitbarer Grammatik. Dass der Wortschatz sehr weitgehend aus dem Französischen stammt, war natürlich immer unübersehbar, und das Französische, aus meiner Sicht (und auch der von Chaudenson, Mufwene usw.) die Basissprache, wurde und wird noch heute von vielen dementsprechend „lexifiziert“ genannt, bzw. man sprach von „créoles à base lexicale française“. Gegen diese Ausdrücke hat Chaudenson schon sehr früh Einspruch erhoben. Der Ausdruck *lexifier*, abgeleitet von dem faktitiven Verb *to lexify*, bedeutet ja, dass etwas mit (französischem) Lexikon ausgestattet worden ist, so wie *electrify* etwas mit Elektrizität versehen bedeutet, etwa eine Bahnstrecke. Was aber wurde „lexifiziert“? Das ist die große Frage. Auf die verschiedenen Antworten will ich hier nicht näher eingehen und nur zwei Linguisten nennen: Claire Lefebvre, die sich mit dem Haiti-Kreol beschäftigt und etwa die gleiche Antwort gibt wie in den 1930er Jahren Suzanne Sylvain, sagt, es ist afrikanische Grammatik, die Grammatik des Fon, die mit französischem Wortschatz „lexifiziert“ oder „relexifiziert“ wurde und das Haiti-Kreol ergeben hat. Die andere Antwort stammt von Bickerton: Es ist das Bioprogramm, das sich ungehindert entfalten kann, wenn Kinder von Pidgin sprechenden Eltern, konfrontiert mit ei-

nem „unmöglichen“ Input, sich „ex nihilo“, also aus dem Bioprogramm, eine neue Sprache schaffen müssen. Die Hypothese von Bickerton hat seinerzeit viel Aufsehen erregt und auch Zustimmung gefunden, auch ich war so beeindruckt (vielleicht mehr von der allgemeinen Begeisterung als von der Hypothese selbst), dass ich in einer langen Rezension (Bollée 1987) zwar eine Menge von Kritikpunkten vorgebracht, mich aber nicht getraut habe, die Hypothese als reine Spekulation zurückzuweisen. Inzwischen glaubt wohl niemand mehr daran außer Bickerton selbst.

Zurück zu *lexifier*: Der Terminus wird, wie man beispielsweise auf dem großen Internationalen Kongress in Leipzig im Juni 2005 beobachten konnte<sup>5</sup>, von den meisten, vor allem aber von anglophonen Kreolisten, unhinterfragt verwendet, und bis vor kurzem auch von Mufwene, der ja eindeutig der Auffassung ist, die Kreolsprachen, Wortschatz und Grammatik, hätten sich aus ihren europäischen Basissprachen entwickelt. Ich habe ihn – leider weiß ich nicht mehr, bei welcher Gelegenheit – auf die Problematik des Terminus hingewiesen, den er in dem Buch von 2001 noch verwendet, und er versprach mir, er wolle darüber nachdenken. Und siehe da, in seinem neuesten Buch schreibt er nun, er rücke von dem unglücklichen Ausdruck ab, nachdem ihn Chaudenson über den Widerspruch zwischen seiner Auffassung und diesen Terminus aufgeklärt habe (2005: 31)!

Und da wir gerade bei unglücklichen Termini sind, möchte ich auch noch einen anderen kritisieren, der damit eng zusammenhängt, und zwar die Bezeichnung des Französischen als Superstrat – so bereits im Titel des Leipziger Kongresses und durchweg in den dort präsentierten Beiträgen. Aus romanistischer Sicht kann man die Bezeichnung *Superstrat* für die Basissprache, die ja das Strat der Kreolsprachen ist, nur als unsinnig bezeichnen!

Lassen wir also die Hypothesen von Bickerton, Lefebvre und anderen beiseite und gehen davon aus, dass die Kreols einschließlich ihrer Grammatik, aus Basissprachen entstanden sind – von Einflüssen der sogenannten Substratsprachen, die nicht zu leugnen sind, sehe ich jetzt einmal ab –, die Frankokreols also aus dem Französischen, dem gesprochenen Französisch der Kolonialzeit.

U.R.: Dann stellt sich aber immer noch die Frage, wie man sich ihre Entstehung genau vorzustellen hat ...

A.B.: Die Diskussion hierüber kann man vielleicht in zwei Fragen zusammenfassen, die eng zusammenhängen: (1) Hat es einen Bruch in der Transmission gegeben? Und (2) geht die Entwicklung über die Zwischenstufe eines Pidgin oder nicht? Die Antworten hängen natürlich davon ab, wie man den Bruch definiert (Kramer spricht von einer „kommunikativen Katastrophe“) und was man unter einem Pidgin versteht. Die Definition von Pidgin ist nicht minder problematisch als die Definition von Kreol. Ich habe 1977 ja die Hypothese aufgestellt, die Kreolsprachen im Indischen Ozean seien ohne die Zwischenstufe eines Pidgin

<sup>5</sup> „Creole language structure between substrates and superstrates“. Leipzig: Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie, 3.–5. Juni 2005.

entstanden und diese Meinung habe ich auch später im Hinblick auf andere Kreols vertreten, siehe z.B. den Beitrag zusammen mit Ingrid Neumann-Holzschuh (Bollée / Neumann-Holzschuh 2002). Wir haben über den angenommenen Bruch häufig diskutiert und tun es noch immer. In dem Beitrag von 2002 haben wir die Meinung vertreten, es habe zwar nicht den von Thomason / Kaufman postulierten „sharp break in transmission“ gegeben, aber doch einen gewissen Bruch, einen partiellen Bruch: Einige Elemente der französischen Grammatik seien kontinuierlich weitergegeben worden, z.B. der Progressiv-Marker *après*, andere Kategorien seien verloren gegangen und später neu gebildet worden, z.B. die Pluralmarkierung.

### 3. Zu gegenwärtigen Forschungsprojekten

U.R.: Womit beschäftigen Sie sich im Augenblick?

A.B.: Durch einen glücklichen Zufall knüpfte ich jetzt, nach 30 Jahren, wieder an den zweiten Teil meiner Habilitationsschrift an, der 1977 erschienen ist. Der glückliche Zufall ist die Entdeckung eines recht umfangreichen Manuskripts aus dem 18. Jahrhundert<sup>6</sup> durch eine englische Historikerin, die es Philip Baker zur Verfügung gestellt hat, der wiederum mir die Auswertung überlassen hat. Ich schreibe jetzt ein kleines Buch darüber. Ein französischer Missionar der sogenannten Lazaristen (*Congrégation de la Mission*), Philippe Caulier, der von 1749 bis 1771 in Bourbon war, hat für die religiöse Unterweisung der Sklaven ein Glaubensbekenntnis und einen Katechismus verfasst, in einer Sprache, die er „Jargon des Esclaves Nègres“ nennt – man kann diesen „jargon“ wohl als eine frühe Form des RéuKr betrachten, jedenfalls sind Philip Baker und ich der Meinung. Und man kann dann durch den Vergleich mit kreolischen Texten aus dem 19. Jahrhundert zeigen, dass sich das RéuKr ganz allmählich entwickelt haben muss, so wie unser viel zu früh verstorbener Kollege Jacques Arends es beschrieben hat. Für das RéuKr ist Chaudensons Hypothese von den zwei Phasen der Entwicklung, in der *société d'habitation* und der *société de plantation*, sehr überzeugend: Ein Kreol entwickelt sich erst etwa 60 Jahre nach Beginn der Kolonisierung, ab 1725–1730, als große Plantagen entstehen und in gewissen Gebieten der Insel (nicht in allen) ein zahlenmäßiges Übergewicht der Sklaven über ihre Herren. Aus seiner heutigen Sicht korrigiert Chaudenson auch seine frühere Hypothese (1974), von der ich 1977 ausgegangen war, nämlich dass bereits vor 1721, dem Beginn der Kolonisierung von Mauritius, in Bourbon (Réunion) ein Kreol entstanden war. Ich bin ihm 1977, in Unkenntnis der historischen Gegebenheiten, auch darin gefolgt, dass die Kolonisierung von Mauritius von Bourbon aus mit *habitants* von Bourbon und ihren Sklaven, also Sprechern des dort entstandenen Kreol, erfolgt ist. Was mir damals allerdings aufgefallen ist, ist, dass dieses „Kreol“ von Bourbon (nennen wir es mit Chaudenson *bourbonnais*) noch sehr

<sup>6</sup> Cf. Caulier (s.d.) und „Every creole has its own history“ im vorliegenden Band (IV.D).

viele Merkmale des Französischen weiterführte (Morphologie, bestimmter Artikel, Kopula), die im Mauritius-Kreol nicht vorkommen. Ich habe das so erklärt, dass das noch „unvollständig“ kreolisierte *bourbonnais* dann erst in Mauritius „richtig“ kreolisiert wurde. Es gibt Forscher – z.B. John Holm – die das Réunionnais als „semi-creole“ bezeichnen. Dem will ich mich nicht anschließen, aber es verdeutlicht, was ich meine.

Inzwischen wissen wir nun dank der akribischen Forschungen von Philip Baker sehr viel mehr über den Beginn der Kolonisierung von Mauritius, die im ersten Anlauf ein völliger Fehlschlag war. Die zeitweise aus Bourbon herübergekommenen *habitants* und Sklaven sind dort nicht lange geblieben, also nicht lange mit den Einwanderern aus Frankreich und den Sklaven vor allem aus Madagaskar zusammengewesen. Die Zeit, in der Sklaven aus Bourbon und Neuankömmlinge aus Madagaskar gleichzeitig auf der Insel waren, betrug gerade mal vier Monate. Vielleicht hätten die kreolischen Sklaven den madagassischen ein Kreol vermitteln können, das hinlänglich einfach zu erlernen gewesen wäre, aber alles deutet darauf hin, dass es das um 1721 gar nicht gegeben hat.

U.R.: Wie ist denn nach Ihrer bisherigen Erkenntnis das Kreolische von Mauritius entstanden?

A.B.: Das ist die Frage, über die ich zur Zeit nachdenke, und die mich sicher noch einige Zeit beschäftigen wird. Eine wichtige Voraussetzung weiteren Nachdenkens scheint mir die Erkenntnis zu sein, die nicht besonders originell ist und auch bei anderen Forschern gelegentlich aufscheint (z.B. bei Mervyn Alleyne<sup>7</sup>): Jede Kreolsprache hat ihre eigene Geschichte. Ingrid Neumann-Holzschuh würde noch weiter gehen und sagen: Jede grammatische Kategorie hat ihre eigene Geschichte. Daran muss ich bei der Analyse der sprachlichen Merkmale der réunionesischen Texte aus dem 18. Jahrhundert immer wieder denken. In Réunion, ich wiederhole es, hat sich ganz allmählich ein Kreol herausgebildet, das auch in seiner basilektalen Form dem Französischen noch sehr nahesteht, womit ich nicht sagen will, dass der Basilekt kein Kreol ist. Wenn wir dem Befund der Texte von Caulier Glauben schenken, scheint es einen wirklichen Bruch, eine „kommunikative Katastrophe“ nicht gegeben zu haben, vielmehr die allmähliche Entwicklung eines „français approximatif“, aus dem dann auf den großen Plantagen – mit den Worten von Chaudenson – eine „approximation de l’approximation“ wurde. Wie er sich das im Einzelnen vorstellt, verrät Chaudenson übrigens nicht. In Mauritius muss die Entwicklung aber ganz anders verlaufen sein. Man kann sich gut vorstellen, und es lässt sich mit Daten von Philip Baker auch gut belegen, dass es dort wenige Jahre nach dem ersten gescheiterten Kolonisierungsversuch, als Sklaven in großer Zahl auf die Insel gelangten, zu einer „kommunikativen Katastrophe“

<sup>7</sup> Cf. hierzu: „Tout cela nous amène à nous demander si la recherche d’une explication universellement valable pour la genèse de toutes les langues créoles n’est pas probablement vouée à l’échec, pour la simple raison que la situation socio-historique et linguistique n’est pas exactement la même dans tous les cas“ (1996: 10).

gekommen ist. Auf Curaçao nahm man, d.h. die Angestellten der Westindischen Kompagnie, in dieser Situation Zuflucht zur portugiesischen Handelssprache, die an den afrikanischen Küsten und bis nach Niederländisch-Ostindien geläufig war und mit der sie vertraut waren. Ein solches „fertiges“ Instrument für eine wenigstens einigermaßen erfolgreiche Kommunikation hätte das Kreol von Bourbon sein können, wenn es denn existiert hätte und nachweislich nach Mauritius gelangt wäre. Nach Philip Baker (ich beziehe mich auf seinen Review Article von 1996, in dem er seine Hypothese zur Entstehung des *mauricien* von 1982 wesentlich korrigiert) ist in Mauritius ein Pidgin entstanden, aus dem sich dann das spätere Kreol allmählich, aber doch relativ rasch, entwickelt hat. 1773 ist ein Bewusstsein dafür nachweisbar, dass eine neue Sprache entstanden ist.

U.R.: Damit wären wir wieder bei der Hypothese von Robert A. Hall, Kreolsprachen seien aus Pidgins entstanden, gegen die Sie selbst entschieden Stellung bezogen haben.

A.B.: Aus heutiger Sicht möchte ich dazu sagen: (1) Meine Ansicht war (und das gilt sicher auch für Chaudenson) zu stark von dem Beispiel Réunion geleitet, wo die Annahme der Pidgin-Zwischenstufe sicher unrealistisch ist. (2) Alles hängt natürlich davon ab, wie man Pidgin definiert. Sicher nicht hilfreich ist die Ansicht von McWhorter (2005: 33), es sei das gleiche wie das von Chaudenson so genannte „français approximatif“. Definiert man es wie Chaudenson, Mufwene, Bol-lée und Neumann-Holzschuh als stabilisierte Handelssprache, so kann man nicht davon ausgehen, dass in Mauritius und anderswo erst ein Pidgin und dann ein Kreol entstanden ist. Hall, dem seine „verfehlte“ Hypothese immer wieder vorgehalten wird, definiert es aber ganz anders (cf. Baker 1996). Es wäre demnach eine radikal vereinfachte Sprachform, die von Erwachsenen mit jeweils anderer Muttersprache zur Verständigung mit Sprechern der Basissprache, aber vor allem untereinander „geschaffen“ wird – nicht „ex nihilo“, sondern aus Material der Basissprache. Beim Lesen von Bakers Artikel erinnerte ich mich an das Kapitel „Universalien der Pidginisierung / Kreolisierung“ in meinem Buch von 1977. Viele Merkmale des Pidgin (im Vergleich zum Französischen), dessen Entstehung in Mauritius Philip Baker postuliert, entsprechen denen, die ich damals von Bernd Heine (*Pidgin-Sprachen im Bantu-Bereich*) übernommen habe. Daran werde ich im letzten Kapitel des Buches, an dem ich schreibe, wieder anknüpfen.

U.R.: Gibt es noch andere Projekte, an denen Sie arbeiten oder die Sie planen?

A.B.: Außer dem Buch über die Texte von Caulier beschäftigt mich zur Zeit die Mitarbeit an dem von Susanne Michaelis geleiteten Projekt des *Atlas of Pidgin and Creole Language Structures* (APiCS), bei dem ich für das *créole réunionnais* zuständig bin. Als Anhängerin der Hypothese, Kreols seien nicht systemlinguistisch von anderen Sprachen zu unterscheiden, sondern nur aufgrund ihrer Geschichte (so ja auch schon meine Definition von 1977) muss ich mich natürlich fragen, ob ein Atlas der Strukturmerkmale von Pidgins und Kreolsprachen über-

haupt sinnvoll sein kann. Er stellt sich ja dem *World Atlas of Language Structures* (WALS) an die Seite, und nach meiner Überzeugung müsste dann dabei herauskommen, das zumindest Kreols keine Merkmale aufweisen, die in anderen Sprachen nicht vorkommen. Wie es mit Pidgins ist, steht auf einem anderen Blatt – damit habe ich mich bisher nicht beschäftigt. Man wird sehen. Auf jeden Fall aber wird dieser Atlas (APiCS), für den bis jetzt 142 Merkmale abgefragt wurden (es sollen aber noch weitere dazukommen), eine hervorragende Basis für den Vergleich der Kreolsprachen mit ihren Basissprachen und untereinander sein, also für die von Chaudenson immer wieder mit größtem Nachdruck propagierte vergleichende Methode.

## C. DIE ARBEIT AUF DEN SEYCHELLEN

## 1. Die Aufnahme auf den Seychellen

U.R.: Wie wurden Sie als Europäerin, die sich für das damals noch sehr stigmatisierte Kreolische interessierte, auf den Seychellen empfangen?

A.B.: Bei *Radio Seychelles* fiel mir auf, dass ein Autor besonders viele Geschichten geliefert hatte, das war Samuel Accouche, und es schien mir dann sinnvoll, mit ihm in Kontakt zu treten, zumal es bei den Transkriptionen immer Rückfragen und Probleme des Verständnisses gab. Da habe ich beim Radio gefragt: „Wie machen wir das am besten?“ und daraufhin haben sie gesagt: „Am besten, wir schicken per Radio nach den Nachrichten eine Annonce, dass er einmal zu Ihnen ins Hotel kommen soll“. Das haben sie dann auch gemacht. Nach den Nachrichten wurde dann gesendet: „Msye Samuel Accouche, i anan en madanm alman ki oule fer ou konesans!“, und siehe da, hoch beglückt, kam er am nächsten oder übernächsten Tag ins *Bel Air*-Hotel und war vollkommen von den Socken, dass sich jemand für seine Sachen interessiert, und äußerst hilfsbereit, auch bereit, als Informant für andere Dinge zu dienen, also Wortschatzfragen und Grammatik.

Er ließ es sich auch nicht nehmen, sofort für mich eine neue Geschichte zu schreiben, die er dann nach wenigen Tagen ablieferte. Sie war insofern neu, als sie neue Namen enthielt, aber die Story hatte ich schon in verschiedenen Auflagen. Also, er ist kein überragender Autor, er hat einiges der traditionellen Folklore drauf, aber eben auch so Geschichten aus dem Alltagsleben, in denen Eifersucht eine wichtige Rolle spielt und ein junges Mädchen eifersüchtig auf die jüngere Schwester ist, die schon einen Verehrer hat und sie noch nicht, und da versucht die Mutter, die Schwestern auszutauschen, und solche Geschichten. Die Zusammenarbeit, die sich dann auch über Jahre bis zu seinem Tod hingezogen hat, war sehr schön: Er hat mir nicht nur diese neuen Geschichten geliefert, sondern mir auch mit den alten geholfen. Daraus ist dann also das Buch mit den Geschichten geworden, der erste Teil von Bollée 1977a.

U.R. Sie haben das erste Buch auf Seychellen-Kreol herausgebracht. Wie kam es dazu?

A.B.: Eine Schreibmaschine hatte ich ja schon und wie man ein Buch herstellte, das wusste ich ja auch. So habe ich neben Bollée 1977a noch ein kleines Buch mit Geschichten nur von Samuel Accouche (mit englischer Übersetzung) vorbereitet. Ich habe es dann selber getippt und es ist in Köln gedruckt und auf den Seychellen verkauft worden (Accouche 1976). Das war dann in der Tat das allererste gedruckte Buch auf Seychellen-Kreol und erregte nun ein gewisses Aufsehen. Dieses Aufsehen drang bis zu dem damaligen Erziehungsminister vor, der mich zu einer Audienz empfing (für den Anlass habe ich mir extra ein neues Kleid nähen lassen – ich hatte eine Näherin auf den Seychellen, da war es noch wie in der guten alten Zeit, wo man noch Maßkonfektion anfertigen lassen konnte). Ich lieferte

das Buch ab, der Minister schlug es auf und sagte: „Mais, c’est du souahéli!“, weil ich es nämlich mit einer neuen Orthographie gedruckt habe.

## 2. Zu den Problemen im Bildungswesen

U.R.: Diese Orthographie haben Sie zusammen mit Danielle de St Jorre entwickelt. Vor welchem soziolinguistischen Hintergrund ist dies geschehen?

A.B.: Ja, ich war inzwischen mit Danielle de Saint-Jorre in Kontakt getreten, damals noch Danielle d’Offay, die mich 1974 mit ihrer kleinen Tochter an der Hand auch im besagten *Bel Air*-Hotel aufsuchte und mit der zusammen ich dann die erste Orthographie entworfen habe. Danielle d’Offay war damals Direktorin des Teacher Training College, sie wurde dann Staatssekretärin im Erziehungsministerium, und für sie war es ein echtes Anliegen, die wirklich schlechte Situation an den Schulen zu verbessern, denn an den Schulen wurde auf Englisch unterrichtet<sup>8</sup>. Früher war die Schulsprache Französisch gewesen, und dann war irgendein Schlaumeier auf die Idee gekommen, Französisch wäre schlecht, das wäre dem Kreol so ähnlich, dass die Kinder das immer vermischen würden; da sollte man doch gleich Englisch als Medium der Alphabetisierung nehmen, das wäre so verschieden, da könnten dann keine Interferenzen mehr stattfinden. Also wäre es besser, den Kindern Lesen und Schreiben auf Englisch beizubringen, um diese schrecklichen Interferenzen mit dem Kreolischen zu vermeiden. Den positiven Transfer hatten sie nicht im Blick, denn den haben sie damit natürlich auch vermieden. Und das Ergebnis war dann, dass die Kinder nach sechs oder acht Jahren, das weiß ich jetzt nicht so genau, „illiterate in three languages“ waren – also 30 % lernten Lesen und Schreiben und die anderen lernten es eben nicht.

Das fand Danielle de St Jorre nun doch deplorabel. Sie wollte, dass das Kreolische – und das ist dann auch so gekommen – als Medium für die Alphabetisierung für die Kinder in den Anfangsklassen der Schule verwendet wird; wofür im Einzelnen und wie, das war noch unausgegoren, aber wenigstens zum Erwerb der Kenntnis des Lesens und Schreibens, aber dazu brauchte man natürlich eine Orthographie.

## 3. Die Entwürfe und die Durchsetzung einer Orthographie für das SeyKr

U.R.: Bei der von Ihnen verschrifteten Übersetzung des Markus-Evangeliums ins Kreolische haben Sie diese Orthographie noch nicht verwendet. Welche Überlegungen standen damals im Vordergrund?

A.B.: Ehe Danielle de St Jorre und ich uns daran gemacht haben, eine phonetische Graphie zu entwickeln, ist die anglikanische Kirche an uns herangetreten. Sie

<sup>8</sup> Cf. S. 8 in „Language policy in the Seychelles and its consequences“ im vorliegenden Band (I.B).



hatten das Markus-Evangelium ins Kreolische übersetzt und das war so gelaufen: Father Michael Counsell, ein Engländer, hatte mit einigen willigen Damen der Gemeinde diesen Text vom Griechischen bzw. Französischen oder Englischen ins Kreolische übersetzt. So ganz 100 % war das Kreolische nicht geglückt, denn die Damen haben sich oft gescheut, dem Herrn Pfarrer klaren Wein einzuschenken, ob das nun richtig wäre oder nicht. Am Schluss war dann dankenswerterweise ein seychellischer Pfarrer, Father French Chang-Him (der heißt so, aus Versehen, mit Vornamen heißt er French, aber da kann er nichts dafür, da ist im Standesamt etwas schief gegangen. Heute ist er Bischof), zu dem Team dazugestoßen und die Version, die sie dann hatten, war nun sprachlich einigermaßen okay, aber es stellte sich das Problem der Orthographie. Da eine phonetisch-basierte bzw. phonologische Orthographie wie Suaheli wirkte – wie wir dann später gesehen haben – hat man sich das nicht getraut. Also die Orthographie sollte möglichst nahe am Französischen bleiben.

Die Katholiken haben übrigens damals nicht mitgemacht. Die Bibel ins Kreolische zu übersetzen, das war vollkommen undenkbar. Inzwischen machen sie mit, aber damals war das viel zu revolutionär. Es war noch immer 1974, wo ich zwei Monate auf den Seychellen war. Ich habe dann vorgeschlagen: „Versuchen wir es *à la française*, aber wenigstens ein bisschen kohärent!“ Jetzt stellte sich das Problem, dass das Ganze auf einer englischen Schreibmaschine geschrieben werden musste, die keine Akzente hatte, also musste man nun irgendeinen Weg finden, um ein betontes /e/ am Ende – also z.B. *fiancée*, Maria, die *fiancée* von Joseph – zu verschriften. Das musste dann mit Doppel-*<e>* oder *<er>* geschrieben werden. Solche Sachen waren natürlich sehr diffizil, mit anderen Worten, es war entsetzlich kompliziert, und der einzige, der diese Orthographie beherrschte, war ich, d.h. ich musste den ganzen Text, die ganze Druckvorlage tippen. Ich bin dann am Ostersonntag abends um sechs zur großen Freude von Father Michael damit fertig geworden, der dann sagte: „I think the Lord sent her!“, um rechtzeitig vor Ostern diesen Text in den Druck zu befördern.

U.R.: Mit Danielle de St Jorre entwickelten Sie dann doch eine phonologische Graphie und diejenige, die Sie für die Übersetzung des Markus-Evangeliums verwendeten, blieb außen vor.

A.B.: Ja, dass das eine Orthographie gewesen wäre, die man in der Schule hätte verwenden können, war natürlich völlig undenkbar, denn man musste erst einmal Französisch können, um sie richtig zu beherrschen. Das konnten die Kinder ja nicht! Also, es sollte eine neue Orthographie auf phonologischer Grundlage geschaffen werden, und die haben wir dann entwickelt, Danielle de St Jorre und ich. Das Büchlein ist 1978 erschienen (das Evangelium 1974, das Buch von Samuel Accouche 1976): *Apprenons la nouvelle orthographe*, wo ich für den kleinen Moritz ganz genau erklärt habe, warum und wie und was das phonologische Prinzip ist. Und dann haben wir am Ende sechs Geschichten aus meinem reichen Fundus abgedruckt, um zu zeigen, wie das funktioniert. Das aber wirkte zunächst wie eine

kalte Dusche. Ich komme noch einmal auf den Erziehungsminister zurück, der eben sagte: „Mais, c’est du souahéli!“, der dann aber immerhin so freundlich war, das Buch seinem Sohn zu geben, und der kam damit klar. Der las das laut und da hörte es sich plötzlich ganz vertraut an. Also, so hat man reagiert.

U.R.: Diese Orthographie wurde inzwischen leicht modifiziert. Wie stehen Sie zu den Veränderungen?

A.B.: Die Graphie ist in einem wichtigen Punkt geändert worden, wogegen ich aber keine Einwendungen habe. Es geht um das Problem der Schreibung der Nasale bzw. der Schreibung der Nasalkonsonanten nach Nasalvokalen, die ausgesprochen werden. Da gibt es die Möglichkeit, mit dem stummen <e>, die Danielle und ich gewählt hatten, oder die mit Verdoppelung des <n>. Die Seychellois haben sich schließlich für die zweite Möglichkeit entschieden, denn inzwischen waren *coopérants* aus Frankreich gekommen, die zuvor in Haiti gewesen waren, und daher schimmert bei der veränderten Orthographie die haitianische durch. Das finde ich überhaupt nicht von Nachteil, sondern im Gegenteil! Die seychellische Orthographie ist damit der von Haiti näher, und dort ist ja eigentlich die kreolische Sprechergemeinschaft, die rein quantitativ wirklich eine große Bedeutung hat. Mit denen sich mehr oder minder im gleichen Boot zu befinden, da ist man eigentlich besser aufgehoben, anstatt ein eigenes Süppchen zu kochen.

#### 4. Die Akzeptanz des Kreolischen als Sprache

U.R.: Welche Reaktionen rief denn Ihre kreolische Grammatik hervor?

A.B.: Auf den Seychellen gab es die ständige Diskussion, die auch aus anderen Gebieten bekannt ist: Das Kreol ist keine Sprache, es ist ein *patois*, und es ist deshalb keine Sprache, weil es keine Grammatik hat. Die ganzen Vorurteile und die ganze traurige Vergangenheit dieser Sklavensprache kamen dahinter zum Vorschein, wenn das auch nicht so deutlich gesagt wurde. Das vordergründige Argument war eben, das Kreol hat keine Grammatik. Nun ja, dann habe ich eine geschrieben und auch veröffentlicht, das war dann 1977, und das hat doch ziemlichen Eindruck gemacht. Ich wurde im Radio interviewt und konnte nun sagen: „Le créole est une langue, parce que voilà la grammaire“. In dem Moment, wo sie gedruckt vor aller Augen erschienen ist, konnte man das dann akzeptieren. Und ich denke, wenn ich persönlich überhaupt etwas bewirkt habe, dann eigentlich das, also dieses Bewusstsein dafür zu schaffen, dies ist eine Sprache, sie hat eine Grammatik und man kann sie studieren, man kann sie beschreiben, man kann auch ein Wörterbuch abfassen – das kam dann 1982. Das ist doch – glaube ich – recht wichtig für die Sprachpolitik gewesen, denn 1982 wurde in der Tat das Kreol in der Schule als Medium der Alphabetisierung eingeführt. Außerdem wurde es als Medium für den Unterricht in den ersten Klassen verwendet. Das ist dann verschiedentlich diskutiert und einiges wieder geändert worden, aber immerhin, diese Sprachpolitik ist doch etwas, woran ich beteiligt gewesen bin.

## 5. Die Wissenschaftlerin als „personne engagée“

U.R.: Gab es während des Prozesses der Aufwertung des Kreolischen auch Bedenken von Ihrer Seite?

A.B.: In den vielen Gesprächen mit Danielle de St Jorre habe ich schon oft gedacht, auf was lässt du dich da ein? Du mischst dich hier als Ausländer in die doch so wichtigen Fragen ein wie: „Was lernen die Kinder in der Schule als Erstes?“; „Wie werden sie an die Kenntnis des Lesens und Schreibens herangeführt?“; „Was wollen die Eltern?“ – die wollten nämlich ganz etwas anderes, die wollen das Kreol in der Schule bis heute nicht. Man ist dann doch so stark in Dinge involviert, die einen eigentlich nichts angehen dürften, denn jeder kann dann sagen: „Du schickst doch Deine Kinder nicht hier auf unsere kreolischen Schulen!“ Nachdem nachher wieder Privatschulen gegründet wurden, stellte sich auch ganz schnell heraus, dass die sogenannte „Elite“ ihre Kinder auf die Privatschulen schickte, wo nicht mit Kreolisch angefangen, ja wo das Kreolische völlig ausgeblendet wird. Also, sich in solche sehr diffizilen, sehr – wie soll ich sagen – „empfindlichen“ Fragen einzumischen, gehört sich für einen Wissenschaftler eigentlich nicht. Ich habe da auch immer versucht, mich zurückzunehmen und zurückzuhalten und gesagt: „Ich kann euch das erklären, ich kann dies hier studieren, das Kreol ist eine Sprache, aber natürlich wird das Kreol der Seychellen nur von 70 000 Leuten gesprochen. Daran ist nicht zu deuteln, so ist es, und darin zu verharren würde heißen, in einem Ghetto zu verharren. Man muss darüber hinausgehen und man muss eine internationale Sprache nach der Schulzeit so beherrschen, dass man darin auch studieren und einen Beruf ausüben kann“. Ja, so war es auf den Seychellen, ein langsamer Prozess der Bewusstwerdung, dass diese Sprache doch eine ist, aber halt eine kleine, eine sehr, sehr kleine, wo eben auch jeglicher Markt für Druckerzeugnisse inexistent ist, kann man sagen. Wenn die Sprache von 70 000 Leuten gesprochen wird, dann kann man sich ungefähr ausrechnen, wie oft sich ein Buch in dieser Sprache verkauft. Da wird nie wirklich eine bedeutende Literatur entstehen, eine Verschriftlichung mit einigem Erfolg betrieben werden können.

U.R.: Wie stehen Sie heute der Frage gegenüber, ob sich Wissenschaftler in die praktischen Belange ihres geographischen Forschungsgebietes einmischen dürfen und / oder sogar sollen?

A.B.: Also, Empfehlungen kann der Wissenschaftler schon geben – finde ich – und die sollte er auch geben. Er sollte den betroffenen Leuten vor allem Parallelen aufzeigen. Sie haben ja Probleme, die es andernorts auch gibt, und so kann er erklären: „An anderen Stellen, wo sie es auch mit kleinen Sprachen zu tun haben, machen sie es so. Überlegt euch mal, ob ihr es nicht auch so machen wollt!“

Ein sehr erfreuliches Beispiel bei meinem letzten Besuch war eine Lehrerin, die an der *école polytechnique* Französisch unterrichtet, in Besançon ausgebildet worden ist und in Europa gelernt hat, dass sich die romanischen Sprachen gegen-

seitig „helfen“ können: Wer Italienisch als Muttersprache hat, kann das als Brücke zum Spanischen oder Französischen nehmen. Eben diese Brückenbildung von einer zur anderen Sprache wollte sie nun für das Französische und Kreolische übernehmen. Diese Brückenfunktion hatte sie in Europa als Idee übernommen. Nur, wenn die Idee von einem Seychellois kommt, ist sie natürlich ungleich besser als wenn sie von einem wirklichen Außenseiter kommt.

Also, wichtig scheint mir zu sein, dass der von außen kommende Linguist, der Fachmann von außen, jemanden vor Ort hat – sei es eine Person wie Danielle de St Jorre, seien es Brückenpersonen wie etwa eine Gruppe von Lehrern, mit denen er dann zusammenarbeitet –, so dass noch irgendwie ein Bindeglied zwischen ihm und den unmittelbaren Abnehmern ist. Das scheint mir wichtig zu sein, denn sonst läuft man Gefahr, irgendwann doch zu hören: „Hör mal auf mit Deinem Blödsinn! Wir wollen das nicht! Misch dich nicht ein! Du hast gut reden, du kennst unsere Probleme gar nicht!“ usw.

U.R.: Andererseits sagt man, der Prophet gilt nichts im eigenen Lande. Hätte Danielle d’Offay ohne Sie das Gleiche erreichen können?

A.B.: Nein, ich war ihr schon sehr wichtig, das bestimmt.

## 6. Zur aktuellen Entwicklung auf den Seychellen

U.R.: Sie haben für das Kreolische der Seychellen also die erste Graphie entwickelt, die erste Grammatik geschrieben und in dieser Sprache auch das erste Buch herausgegeben. Hat man Ihnen dies auf den Seychellen in irgendeiner Weise gedankt?

A.B.: Nein, das kann ich klar verneinen. Wer mir das gedankt hat, immer wieder und mit großem Nachdruck und auch praktischen Hilfen, das war Danielle de St Jorre, die 1997 gestorben ist. Nach ihrem Tode hat sich auf den Seychellen auch vieles gewaltig geändert. Das koinzidierte dann auch mit den politischen Veränderungen nach dem Fall der Mauer in Berlin und dem Zusammenbruch der kommunistischen Regime, denn da war das Einparteiensystem auf den Seychellen auf die Dauer auch nicht mehr zu halten. Die Reform des Erziehungswesens, die von oben aufgedrückt worden ist, ist dann von unten in Frage gestellt worden und jetzt ist die Situation des Kreolischen durchaus prekär, oder sagen wir vorsichtiger, sie hat sich nicht verbessert. Der Gebrauch im öffentlichen Leben stagniert oder geht zurück, z.B. in der Zeitung *Nation*. In der Zeit des totalitären Regimes ist die Intelligentsia vergrault worden. Viele Leute, mit denen man hätte zusammenarbeiten können, haben das Land verlassen, sind nach England oder Frankreich gegangen und haben da ihre Karrieren gemacht. Die, die zurückgeblieben sind, haben kein Interesse daran gehabt, jemanden anzuerkennen, der besser war als sie. Im Gegenteil, sie wollten ihre eigenen Verdienste entsprechend herausheben, und eine Dame hat sogar die Stirn gehabt zu sagen, sie sei diejenige gewesen, die die wesentlichen Impulse für die Verschriftung des Kreolischen gegeben habe. Das ist

in einem Interview mit einer englischen Zeitung schwarz auf weiß abgedruckt. Also, ein Denkmal wird man mir da nicht setzen. Wer mir eines gesetzt hätte, wäre vielleicht Danielle gewesen, aber der setzen sie jetzt auch kein Denkmal. Die Erinnerung an sie wird in keiner Weise wach gehalten, sondern eher verdrängt. Da sind genügend Leute, die ganz froh sind, sich die Verdienste selber zuzurechnen, die eigentlich ihr zuzurechnen sind.



## D. ZUM AKADEMISCHEN WEG IN DEUTSCHLAND

## 1. Promotion und Publikation in den 1960er Jahren

U.R.: Während heute – eine bestimmte Examensnote vorausgesetzt – eigentlich jeder promovieren kann, war es damals doch eine gewisse Ehre, zur Promotion aufgefordert zu werden. Wie kam es bei Ihnen dazu?

A.B.: Ich war 1963–64 ein Jahr als *teaching assistant* in England an der *University of London* im *Bedford College* und als ich zurückkam, musste ich ein Mittel-Seminar in Französisch machen, „Romanische Etymologien“ bei Harri Meier. Damals musste man die Referate in den Ferien schreiben, und zu Beginn des Semesters wurden sie dann für alle Seminarmitglieder ausgelegt. Ich hatte das auch brav gemacht und hatte das Thema „Die Etymologie von frz. *roc, rocher*“, das fand ich irgendwann dann mal so spannend wie einen Krimi, und so habe ich mich da ziemlich hineingehängt. Harri Meier hat sich wohl auf diese Arbeit gestürzt, kaum, dass er sie in Händen hatte, und drei Tage später ließ er mir über seinen Assistenten Artur Greive mitteilen, er fände meine Arbeit sehr schön, ich sollte doch mal vorbeikommen. Das habe ich dann gemacht, er lobte mein Referat und stellte dann die Frage: „Wollen Sie bei mir promovieren?“ Ich war total überrascht, denn eigentlich hatte ich das überhaupt nicht vor, ich wollte nur schnell Examen machen und dann in den Schuldienst gehen. Aber gefreut habe ich mich natürlich doch über den Antrag. Die Arbeit an der Dissertation zog sich dann lange hin, weil ich noch gar nicht alle Scheine hatte und auch das Philosophicum noch machen musste. Ende 1968 war die Dissertation fertig, und im Februar 1969 fand das Rigorosum statt. Das Staatsexamen habe ich dann hinterher gemacht, 1971 – damals wurden in Nordrhein-Westfalen dringend Lehrer gesucht, und man konnte das Examen in nur einem Fach ablegen. Ich hatte gleich nach dem Rigorosum eine Assistentenstelle bei Harri Meier bekommen, die Hochschullaufbahn zeichnete sich also ab, aber ich dachte: „Wenn du in Zukunft Gymnasiallehrer ausbilst, ist es vielleicht nicht verkehrt, das Staatsexamen auch selbst abgelegt zu haben, wenigstens in Französisch“.

U.R.: Sie erwähnten anfangs, dass es sehr lange gedauert habe, bis Sie die Dissertation für den Druck vorbereitet hatten. Könnten Sie der an die digitale Datenverarbeitung gewöhnten Generation die diesbezüglichen Schwierigkeiten erklären?

A.B.: Das ist so gewesen, in Bonn gab es die Reihe „Romanistische Versuche und Vorarbeiten“ (insgesamt 55 Dissertationen erschienen), die mit Unterstützung der Uni gedruckt wurden. Wenn die Arbeit *summa cum laude* war, war es gratis, wenn sie *valde laudabilis* war, dann musste man ein bisschen was dazu zahlen, man musste aber in jedem Fall ein reprofähiges Manuskript abliefern, und reprofähig hieß damals eben, mit einer elektrischen Schreibmaschine geschrieben (die habe ich mir extra dafür kaufen müssen), und alle Fehler – mit Tipp-Ex ging nicht

– mussten überklebt werden. Man musste also von so einem Klebeband ein Stück abschneiden, das mit einer Pinzette auf den Fehler kleben und dann neu tippen. Wenn Sie so zehn Fehler pro Seite hatten, war das etwas zeitraubend. Wenn ich dann einmal in der ersten Zeile schon Fehler hatte, habe ich immer gleich das Blatt herausgenommen und es noch einmal gemacht. Das ist grauenhaft gewesen. Ich kann zwar sehr schnell Schreibmaschine schreiben, auch 10-Finger blind, aber absolut nicht fehlerfrei, und das war sehr mühselig und zeitraubend. Dazu kam, dass, als die Arbeit fertig war, sie eben doch nicht fertig war. Ich habe dann vieles nochmal überdacht und nochmal nachgeprüft und auch noch inhaltlich einiges modifiziert. Außerdem war ich dann ja schon Assistentin an der Uni und habe für meinen Unterricht zu Anfang unendlich viel Zeit aufgewendet: Ich habe mich sechs Tage die Woche auf das Proseminar vorbereitet und am siebten Tag an meiner Doktorarbeit gesessen – die erste Zeit –, so dass ich dafür sehr, sehr lange gebraucht habe. Das ist heute natürlich alles viel, viel besser!

## 2. Das Engagement in der Lehre

U.R.: Gute Lehre und ein außergewöhnliches Engagement für die Studenten sind Ihnen bis heute besonders wichtig. Hatten Sie diesbezüglich Vorbilder?

A.B.: Die Studenten und die Lehre sehr ernst zu nehmen, das habe ich von meinem Lehrer Harri Meier gelernt, der sich außerordentlich um die Studenten und um die Examenskandidaten gekümmert hat. Die mussten dann immer mal zum Rapport antreten, wenn er das Gefühl hatte, dass er da lange nichts mehr gesehen und gehört hatte, und auch den Unterricht, die Seminare usw. hat er sehr ernst genommen, die Arbeiten sofort gelesen und ausgiebig kommentiert. Man wurde als Gegenüber, als ein wissenschaftlicher Partner sehr ernst genommen. Und das habe ich dann auch so gehalten, dass ich meine Studenten als einen wissenschaftlichen Partner ernst genommen habe und versucht habe, sie nach bestem Wissen und Gewissen zu bedienen.

U.R.: Legendär sind ja auch Ihre inzwischen im Internet verbreiteten und an mehreren deutschen Universitäten kursierenden Vorlesungsskripten ...

A.B.: Was nun die Vorlesungsskripten betrifft, so ist das, wie so vieles, dem Zufall zu verdanken, dass ich halt sehr gut Schreibmaschine schreiben konnte. So war es für mich selber angenehm, die Vorlesungen mit der Maschine zu schreiben und nicht mit der Hand. Damit habe ich mir selbst einen Gefallen getan. Und dann haben die Studenten herausbekommen, dass ich da so ein Skript hatte, und haben gefragt: „Könnten wir uns das kopieren?“ Dann habe ich ihnen das zum Kopieren gegeben, und daraus wurde in kürzester Zeit eine solche Erwartungshaltung, dass schon zu Beginn des Semesters wieder gefragt wurde: „Gibt es wieder ein Skript?“

Ich habe – damit Frau Fiedler, die Sekretärin, nicht die ständige Lauferei hatte – dann durchgesetzt, dass die Skripten erst am Ende des Semesters herausgegeben



wurden und habe sie dann am Ende des Semesters auch noch einmal Korrektur gelesen und nochmal ein bisschen überarbeitet. Als dann der Computer kam, hatte ich erst recht keinen Grund mehr, keine Skripten zu liefern, und dann habe ich das immer weiter so betrieben. Da es von den Studenten inzwischen als selbstverständlich angesehen wurde, habe ich es halt weiter gemacht und daran auch meine Freude gehabt. Denn wenn ich mich später auf die Prüfungen vorbereitet habe, indem ich meine Skripten gelesen habe, habe ich gedacht: „Na ja, nicht mal so schlecht!“ Also, sie haben eine gewisse Gültigkeit und Übersichtlichkeit und sind der Versuch, die interessantesten Sachen aus vielem, was nicht ganz so spannend ist, herauszupicken.

### 3. Die Frau in der Wissenschaft

U.R.: Sie wurden in einer Zeit Ordinaria, als es für eine Frau noch nicht üblich war, einen solchen Posten zu bekleiden. Wie haben Sie dies geschafft?

A.B.: Es ist für mich nie schwierig gewesen, denn in meiner Generation, Jahrgang 1937, hatten diejenigen Frauen die besten Chancen Professor zu werden, deren Vater schon Professor war, die evangelisch waren und die die ältesten Geschwister waren und jüngere Brüder hatten. D.h. ein Professor ist für mich nie eine besondere Respektsperson gewesen, und damit, Männer zu dominieren, hatte ich auch kein Problem. Vielleicht ist das Evangelische (mein Vater stammte aus einem Pfarrhaus) das am wenigsten Wichtige, obwohl es für mich eigentlich auch immer sehr wichtig gewesen ist. Von daher gesehen ist mir nie der Gedanke gekommen, dass es irgendwie ein Problem sein könnte, selbst Professorin zu sein.

Meine akademischen Lehrer, Harri Meier und Hans Dieter Bork, haben mehr Frauen als Männer gefördert, weil ja schon damals im Fach Romanistik sehr viele Frauen waren, und in Bamberg ist es so gewesen, dass die Fakultät ganz jung war. Als ich kam, war sie sozusagen noch in den Kinderschuhen, und da ist das auch nie ein Thema gewesen. Es haben sich um meinen Lehrstuhl 24 Männer und eine Frau beworben. Ich habe ihn eben gekriegt, und Rolf Bergmann, der damals der geschäftsführende Dekan war und mit dem ich auch heute noch sehr gut befreundet bin, hat mir auch noch einmal versichert, das sei völlig belanglos gewesen, man habe nie irgendwie die Frage gestellt: „Kann die Frau das denn und wie will die denn mit Kindern ...“, also das sei nie ein Thema gewesen.

So habe ich das auch erlebt, denn ich bin im Mai 1978 ernannt worden, und in den ersten Semestern haben wir nichts anderes getan, als berufen, eine Berufungskommission nach der anderen, und wir haben dabei nie auf das Geschlecht geachtet, das ist nie ein Thema gewesen. Ich bin einmal auf mein Geschlecht angesprochen worden, und zwar 1980 von dem damaligen Präsidenten Siegfried Opolzer, der um mich als Vizepräsidentin auch mit dem Argument geworben hat, es wäre doch schön, wenn eine Frau Vizepräsidentin würde. Da habe ich gesagt: „Na gut, wenn Sie meinen, dass ich das kann, dann machen wir das“. Die Zusammen-

arbeit mit ihm und mit dem Kanzler Hemmerlein habe ich in sehr guter Erinnerung.

Eher kann ich für meine Person sagen, dass es für meine Karriere von Vorteil gewesen ist, eine Frau zu sein, vielleicht ist auch meine Wahl in den Senat der DFG (1989) nicht ganz unabhängig von meinem Geschlecht erfolgt, obwohl dies nur eine Vermutung ist. Sicher ist aber, dass ich zur Mitarbeit in der Hochschulstrukturkommission des Landes Niedersachsen eingeladen worden bin, weil sie eine Frau suchten. Die Kommission, die im Auftrag der Landesregierung die ganze Hochschullandschaft Niedersachsens unter die Lupe nahm, bestand zunächst aus lauter Männern, von denen einer, Theodor Berchem, Präsident der Universität Würzburg, oft verhindert war, an den Sitzungen teilzunehmen. Er war bereit, seine Mitgliedschaft zu beenden, damit ein anderer Philologe an seine Stelle treten konnte. Da sagte Ernst Albrecht, der die Kommission eingesetzt hatte: „Wenn jetzt ein neues Mitglied kooptiert wird, dann bitte eine Frau“. Da soll Berchem (auch ein Romanist), der mich aus der Zeit der Vizepräsidentschaft recht gut kannte, gesagt haben: „Wenn eine Frau, dann die Frau Bollée, da weiß man, was man hat“. So ist es mir berichtet worden – ob es stimmt, weiß ich nicht. Da fällt mir noch ein, dass ich bei der 600-Jahrfeier der Universität Würzburg vor meinem Auftritt als Vizepräsidentin (in Vertretung unseres Präsidenten, also mit goldener Amtskette!) anfragen ließ, in welcher Kleidung ich denn erscheinen sollte, ob ein langer Rock gewünscht würde (Hosenanzüge waren damals noch nicht üblich). Nach Bedenkzeit kam aus Würzburg die Antwort, ein langer Rock wäre schön, es solle ja alles recht feierlich werden. Einen *dresscode* für Vizepräsidentinnen gab es damals noch nicht.

Es war mir natürlich klar, dass es in solchen Fällen, wo man etwas für die Verbesserung der Rolle der Frau in der Gesellschaft tun wollte, nicht meine eigenen Verdienste waren, denen ich meine Wahl verdankte. Aber das hat mich nicht wirklich gestört, denn ich konnte auf diese Weise wohl dazu beitragen, dass Frauen in akademischen Ämtern allmählich eine Selbstverständlichkeit werden.

U.R.: Hätten Sie es als Mann manchmal auch leichter gehabt?

A.B.: Nun ja, natürlich guckt man manchmal neidisch auf Haushalte, wo der Mann aus der Vorlesung nach Hause kommt, die Mahlzeit auf dem Tisch steht und so weiter. Mein Mann hat mich so weit unterstützt, wie ein Mann das nur irgendwie kann, aber er kann halt nicht kochen. Das ist das Problem. Wenn er es könnte, würde er es wahrscheinlich tun. Das habe ich manchmal als etwas lästig empfunden, dass man sich um diese Dinge dann noch kümmern muss, aber wie gesagt, mein Mann hat es mir leicht gemacht, er hat nie Ansprüche gestellt, die habe ich eigentlich selber gestellt: Ich habe gerne mittags ein warmes Essen, er würde sich da auch mit einer Scheibe Brot begnügen. Wenigstens habe ich diesen Druck nicht gehabt, dass ich jemand anderem Dienste leisten musste. Alles andere lässt sich eben nicht ändern. Man kann nicht erwarten, dass sich die Dinge nun umdrehen und dass jetzt die Professorinnen von irgendwelchen dienstbaren Geis-

tern so betütelt werden wie früher die Professoren. Ich empfinde das nicht als ein gravierendes Problem.

U.R.: Ihr Mann hat viel Verständnis für Ihre Karriere aufbringen können ...

A.B.: Mein Mann hat kein Problem gehabt, und zwischen uns beiden ist das auch kein Problem gewesen. Als mein Doktorvater mir vorschlug, zu promovieren, kollidierte das zeitlich mit dem Heiratsantrag meines Mannes. Da habe ich gesagt: „Was soll ich jetzt machen, heiraten oder promovieren?“, und da hat mein Mann gesagt: „Natürlich beides!“ Und so ist es dann auch gekommen.

*Augsburg & Bamberg, in den Jahren 2005 & 2006*

*Ursula Reutner*